

# Der arme Konrad

## Blätter für Unterhaltung und Belehrung

Nr. 6

Sonnabend, den 29. November

1919

verfab. Man empfand aber immer mehr das Bedürfnis nach Goldmünzen. Solche hatte man schon im Jahre 1252 in Florenz zu prägen begonnen, und sie erhielten von dieser ihrer Prägestätte oder wahrscheinlicher von dem ausgeprägten Wappen der Stadt, einer Lilie (a flore), den Namen Floren (in Frankreich Florin). Diese Münze wurde alsbald in der gesamten Kulturwelt nachgeprägt, und als sie in Deutschland aufkam, nannte man sie hier auf deutsch zuerst Guldin oder Gulden-Pfennig, d. h. goldener Pfennig, dann aber einfach Gulden. Man ging damals in großen Teilen Deutschlands von der Silberwährung zur Goldwährung über. Dies war namentlich im Westen Deutschlands der Fall, wo vor allem Köln im Handel und Verkehr eine führende Stellung einnahm. So fand der am Rhein geprägte Goldgulden als rheinischer Goldgulden auch im übrigen Deutschland Verbreitung und war lange Zeit das Vorbild für die gesamte deutsche Goldprägung. Daneben liefen freilich auch manche fremdländische Goldmünzen um, wie der Dukaten, ein in der Republik Venedig geprägter Ableger des Florentiner Goldens. Seinen Namen erhielt er nach dem letzten Wort seiner Unterschrift, eines sogen. leoninischen Hexameters: Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus, etwa = Laß dir, Heiland, gefallen den Staat, der dir dienet vor allen. Da man später auch größere Silbermünzen Gulden nannte, wie es solche in Deutschland und Oesterreich gab und heute noch in den Niederlanden gibt, so kam zur Unterscheidung von diesen für die den gleichen Namen führenden Goldmünzen die Bezeichnung Goldgulden auf, in der freilich sprachlich genommen die beiden Bestandteile des Wortes wie oft in der Sprache (Pleonasmus ist der Kunstausdruck dafür) dasselbe ausdrücken.

Imme (Essen).

## Splitter und Späne

### Aus Haases Reden

#### Götte Imperialismus

Alle bürgerlichen Parteien sind in den Bann des Imperialismus geraten, von dem sie für die gesamte Bourgeoisie reiche Früchte erwarten. Gar bald wird ein Teil ihrer Anhänger erkennen, wie er genarrt ist. Noch hat der Imperialismus auf die Gedanken- und Gemütswelt weiter Kreise des Bürgertums Macht, die bar jedes großen Ideals sich aus ihm ein Jodl zimmern, das sie anbeten, bis es zusammenbrechen wird.

(Sozialdemokratischer Parteitag Chemnitz, September 1912.)

## Die Schalksecke

### Der liebe Gott und der Pastor

Als der Pastor gestorben war, steckte er die Bibel in die linke Tasche seines langen Predigergewandes und machte sich auf den Himmel. Der Weg war lang und führte vorbei an den vielen Massengräbern, an den zerstörten Dörfern und zerstörten Städten. Aber der Pastor sah nicht rechts und nicht links, und so kam er doch noch vor abends an.

Als er vor der Wohnung des lieben Gottes stand, machte er Halt, um sich eine passende Rede auszudenken.

Aber es wurde ihm nicht leicht, denn hier war manches anders, als er sich gedacht. Kein Cherubim nahm ihm die Bistitenkarte ab und es stand auch nirgendwo ein Schild: Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben.

Schließlich ging der Pastor weiter und stand bald vor dem lieben Gott, einem alten Herrn, der in einem großen Buche las. Der Pastor räusperte sich mehrmals, aber der liebe Gott sah nicht von dem Buche auf. Da wurde der Pastor ungeduldig, machte mit der Rechten eine zornige Handbewegung, wie auf der Kanzel, wenn er von der Sozialdemokratie sprach und sagte: „Guten Abend.“ Der liebe Gott antwortete freundlich: „Guten Abend“, aber er sah nicht von dem Buch auf. Jetzt riß dem Pastor seine christliche Geduld und er begann finster: „Selig sind, die da . . .“ Da schaute der liebe Gott auf und fragte interessiert: „Ist dies nicht aus der Bibel?“ „Wie — rief erschrocken der Pastor — du bist der liebe Gott und weißt nicht, was in der Bibel steht?“ — „Es ist schon lange her — sagte der

liebe Gott —, daß ich dies Buch geschrieben habe, und manches hat sich unterdessen verändert.“ Es war, als ob er dabei etwas traurig würde und als ob über das große Buch ein blutiges Leuchten ging. Nun wurde der Pastor aber gesprächiger. „Lieber Gott,“ rief er, „nun weiß ich, woher unser Unglück rührt, du hast uns verlassen ob unserer Sünden willen. O über die Sozialdemokratie! Ich habe es jeden Sonntag gesagt!“

Der liebe Gott sah bei diesen Worten nachdenklich vor sich hin. „Sozialdemokratie,“ sagte er dann. „Sprich, von welchem Stern kommst du?“ „Von welchem Stern? Ich komme von der Erde,“ erwiderte der Pastor. „Erde,“ murmelte der liebe Gott und begann in dem Register zu dem großen Buche aufmerksam zu blättern. Endlich hatte er gefunden, was er suchte, und fragte: „Wo steht ihr jetzt?“ Dabei las er einige Sätze aus der mittelalterlichen Geschichte vor. „Weiter, weiter,“ rief der Pastor, „wir sind viel weiter, sieh beim Weltkrieg nach.“ „Krieg,“ rief der liebe Gott, „habt ihr denn noch Kriege?“ und blätterte wieder etwas zurück.

„O Gott, o Gott,“ rief verzweifelt der Pastor, „jetzt bin ich 30 Jahre lang Pastor gewesen und davon 20 Jahre Hofprediger und habe acht Bände Kriesspredigten geschrieben und immer wieder bewiesen, daß du auf unserer Seite stehst — und nun fragst du mich, ob es noch Kriege gibt.“

Dabei machte der Pastor ein so unglückliches Gesicht, daß es dem lieben Gott leid tat und er zu ihm sagte: „Du scheinst etwas verwirrt, was kann ich für dich tun?“

Der Pastor faßte sich und froh, der Anwalt der Menschheit vor Gottes Thron zu sein, begann er eifrig zu sprechen: „O lieber Gott, viel Wichtiges gibt es für dich zu tun. Stärke den Glauben und die deutschnationale Volkspartei, wehre der Sünde und der Sozialdemokratie, sonderlich der unabhängigen. Mache deine Kirche stark und lasse die kleinen Kinder weiter in der Schule die drei Artikel lernen. Beschütze unsern König und sein Haus auch im fernen Holland, bereite allen, die wider den Stachel lösen, ein sanftes Ende wie Liebnecht und Rosa Luxemburg!“

Hier unterbrach ihn der liebe Gott etwas ungeduldig, aber doch lächelnd, indem er sagte: „Nimm es mir nicht weiter übel, aber du sprichst ja wie — ein Pastor!“

Damit blätterte der liebe Gott in dem großen Buche weiter, und die Audienz war beendet.

## Der Honigtropfen

Ein Jäger kommt mit seinem Hunde  
Um Honig bei dem Krämer an,  
Und bietet ihm, als alter Kunde,  
Den ganzen Schlauch für Spottgeld an.  
Der Krämer kostet, findet's billig,  
Greift in den Kasten und ist willig;  
Doch, da den Schlauch zu schräg er hält,  
Ein Tröpfchen noch zur Erde fällt.  
Und eine Fliege, schwarz und dumm,  
Fliegt hin und leckt daran: Sum! Sum!  
Des Krämers Rache hascht die Fliege;  
Den Hund verdrießt die Gafelei,  
Und macht durch einen Biß zur G'nüge  
Das Tier von Erdenesseln frei.  
Der Krämer, schier vom Zorne rot,  
Schlägt in der Wut den Jagdhund tot.  
Stracks sieht man, als die Lat geschweb'n,  
Den Jäger ihm zu Leibe geh'n.  
Der Kampf wird heiß, der Krämer weicht,  
Als er der Nachbarn Ohr erreicht,  
Die fallen wie Gedanken  
Dem Jäger in die Flanken.  
Zehn Handwerksburschen kommen eben,  
Die sehen den bedrängten Mann  
Und greifen kühn auf Tod und Leben  
Den Krämer und sein Hilfskorps an.  
Der Lärm erweckt die Polizei,  
Zwei Bataillone ziehen herbei.  
Es wächst die Zahl, das Feld wird weiter,  
Und nächster Tage liest man schon:  
„In unserm guten Deutschland, leider!  
Gibt's wieder große Rebellion.“

Stolle.

## Spartakus

Rom atmet' auf. Die Macht der Sklaven lag im Staube, zerfchellt und zerfchmettert, nach so viel List und Ränken Tag um Tag und den Kämpfen, die rastlos gewettert.

Auf allen Wegen rinnt nur Blut und Blut, in Blut scheint die Sonne zu beben, der Sterbenden Geächz, der Wunden Wut — und viel Arbeit soll es noch geben.

Sechstausend Kreuze steh'n in langen Reih'n, wo der Weg sich nach Capua wendet, zum Ruhm dem Sieger, der bekränzt beim Wein den Triumph seiner Taten vollendet.

Sechstausend Kreuze ragen in die Nacht, dran der Leiber sechstausend hangen, und aus der Stadt, die wild bei Orgien wacht, dringt Lärm in der Sterbenden Bangen.

Und Crassus teilte jetzt des Forums Schar und rief mit grimmigem Schelten: „Wo ist der Spartakus? Sein Kopf fürwahr soll tausend Köpfe mir gelten!“

„Der,“ sprach ein Sklav, „ist tot. Zum Kampfe sah ich mutig als ersten ihn fliegen; er tritt und stand ein Held im Streite da, nun mag er durchbohrt wo liegen.“

„Die Leiche schafft mir her!“ schrie Crassus wild, „er hänge an erster Stelle!“ Die Schar verteilte gleich sich im Gefild und sie suchten eifrig und schnelle.

Und schleppten her, von Blut und Staub besleckt, des Spartakus mächtige Glieder, — von Hunderten ward er emporgestreut, doch die Wucht zog dreimal ihn nieder.

Dann banden sie ans Kreuz mit Ketten ihn, durch die Hände die Nägel sausten, drauf, wie es ziemt dem edlen Sieger, spien sie ins Antlitz, gingen und schmausten.

Dann feierten sie laut beim vollen Krug die Herrin Rom, die zunichte der Sklaven Hochmut und Empörung schlug: Ruh' lag auf des Helden Gesichte.

So fest die Ruhe und so siegsgewiß, nur im Aug' wehmütiges Fragen: O, Menschheit, eh' entweichet die Finsternis, wieviel Kreuze werden noch ragen!

Brüchlich.

In der Geschichte des alten Rom ist es eines der fesselndsten Kapitel, über dem der Name steht: Spartakus.

In den thrakischen Bergen wuchs er heran, der Sohn eines vornehmen Geschlechts. Jüngling geworden, zog er mit thrakischen Hilfstruppen hinaus, um im Heere der römischen Republik mitzukämpfen. Aber er hielt es nicht aus in diesem strengen Dienst; er sehnte sich zurück nach der Freiheit. Er entfloh und führte ein gefährvolles Abenteuerleben in den

heimatlichen Bergen. Doch nicht lange: Geschäftige Häfcher fingen ihn und brachten ihn als Sklaven nach Rom. Als Sklave kam er in eine der Fechterschulen des kampanischen Capua.

Von den 20 Millionen Menschen, die damals auf der italienischen Halbinsel lebten, waren an vierzehn Millionen Sklaven. Aus allen Provinzen des mächtigen Reichs schickten die Heere der Republik ihre Kriegsgefangenen als Sklaven nach Rom. Mächtige Seeräuberbanden jagten an allen Küsten des Mittelmeers auf eigene Faust nach Menschen, und römische Großkaufleute waren willige Abnehmer ihrer lebendigen Beute. Was in Italien an häuslicher und handwerklicher Arbeit zu verrichten war, lag in den Händen von Sklaven. Auf den weiten Plantagen der römischen Vornehmen waren sie die Hirten und Arbeiter; wie Hunde gehalten mußten sie werken von früh bis spät. Und nicht nur werken. Brauchten sie Kleider, wachten ihre Aufseher und putschten sie an: Gib's denn auf den Straßen nicht Reisende genug mit guten Kleidern? Reiche Gutsbesitzer bewaffneten Horden von ihnen und hegten sie gegen die Bauern der Umgegend zu Raub und Mord; es war die gegebene Methode der Bauernlegerei, der Ausweitung ihrer Plantagen und ihrer Sklavenwirtschaft. In den Städten, vor allem in Rom, war Sklaverei alles, was nicht Staatsgeschäft und Kaufmannstätigkeit hieß. Sklaven waren die Diener, Sklaven die Türhüter. In den Bureau saßen die Sklaven, Sklaven hegten die Gärten. Schneider, flicken, zimmern, bauen — alles lag den Sklaven ob. Und Sache der Sklaven war es auch, die vornehmen Herren in den Stunden ihrer Muße zu unterhalten und zu belustigen. Sache der Sklaven, das zahlreiche Lumpenproletariat bestglofer „Bürger“ in jener guten Stimmung zu erhalten, die von den Herren Senatoren für ihre Zwecke gebraucht wurde. . . . In den Fechterschulen wurden die kräftigsten und gewandtesten besonders ausgebildet für diesen Beruf. Rechtlos und unter dem Büttel gewalttätiger Aufseher übten sie hier jene Kämpfe der Arena, die sie gegen wilde losgelassene Bestien zu führen hatten, oder auch Mann gegen Mann — jene erbarmungslosen Kämpfe auf Leben und Tod, bejauchzt von einer entarteten Menge.

In eine solche Fechterschule kam Spartakus. Und aus ihr gelang es ihm — im Jahre 72 vor Christi Geburt — mit 70 seiner Gefährten auszubrechen. Schlecht bewaffnet, aber zum äußersten entschlossen, durchzog dieser Haufe das kampanische Land. Bald hatte er Zulauf. Zu Duzenden, zu Hunderten liefen trotz drohender Todesstrafe die Hirten und Arbeiter ihren Aufsehern davon und schlossen sich an. Der Führer blieb Spartakus. Alle überragte er an Klugheit und Berwegenheit; aber er war auch milde und gerecht, und sie liebten ihn, wie sie ihn ehrten.

Die Bewohner der Städte schickten ihre Miliz gegen die Empörer, diese „Räuber“, die nicht lange fragten, wenn sie zu essen und zu trinken brauchten. Spartakus zog sich auf die unwirkliche Höhe des Vesuvus zurück. Dort sperrte man ihm Weg und Steg und hoffte auf seine Unterwerfung oder sein Verhungern. Aber es kam anders. In dunkler Nacht kletterten die Entschlossenen auf Leitern, die sie sich aus Weinreben geflochten, über unwegsam scheinende Schluchten hinab, überfielen ihre Belagerer mit Knüppeln und Waffen und zerstreuten sie in alle Winde.

Der Auf dieses Streiches wirkte Wunder. Immer neue Haufen Entlaufener stießen zu der Schar. Und Spartakus selbst öffnete, durch die Lande ziehend, Hunderten und Tausenden die dumpfen Ketten, in denen sie zusammengepfercht waren. Sein Heer schwoll auf mehrere Zehntausende von Kämpfern.

Die Städte und die geplünderten Gutsbesitzer riefen Rom zu Hilfe. Die Republik mobilisierte zwei Legionen, an zehntausend Mann, zur Niederzwingung der Auffässigen. Aber am Fluß des Silaenus schlug Spartakus die beiden Legionen in blutigem Kampf.

Und wieder weckte die Kunde dieses Sieges tausende Gedrückter und Getretener, ließ sie in heißer Hoffnung ihre Ketten zerbrechen und hinstreben zu dem großen Führer, der ihnen die Freiheit verhieß. Seine Macht wuchs mit jedem Tag. Der Himmel leuchtete weithin vom Feuerchein der Häuser reicher Menschenquäler. Städte wurden im Sturm erobert und mußten den Sklaven ihre Vorräte geben. Spartakus mühte sich ehrlich, unnötige Greuel, leichtfertige Verwüstungen zu verhüten. Mit bewundernswürdiger Energie suchte er zugleich seine regellosen Haufen zu organisieren und kampffähig zu machen, bewaffnete sie mit erbeutetem Material, ließ Pferdeherden einsammeln, um einen Teil seiner Truppen bewachen zu lassen, was immer befreit, zusammenzuhalten, Einigkeit zu schaffen. . . .

Leicht war das freilich nicht. Zu verschieden waren die Menschen, die da zusammenströmten. Nicht einmal eine Verständigung war immer möglich, aus allen Teilen der Welt stammten ja diese Gefangenen und Erzagten. Sie alle wollten die Freiheit. Aber über das Wo und Wie waren sich wenige klar. Es scheint, daß Spartakus daran dachte, seinen Scharen einen Weg über die Alpen zu suchen und dann allen den Weg nach ihrer Heimat freizugeben. Aber der Plan scheiterte. Da wandte er sich gegen Rom. Neuerdings suchten ihn die Truppen Roms zu fassen und zu werfen. Aber es gelang ihnen nur, einen kleinen, abgesplitterten Haufen zu schlagen. Die Gefallenen und Gefangenen dieser Schar, die ihren Freiheitsdrang am Kreuze büßen mußten, rächte Spartakus bald in einem zweiten und dritten Siege in den Apenninen und bei Mutino.

Nun zog ein blasser Schrecken in Rom ein. Es war wie in den Tagen, da es geheißt hatte: Hannibal vor den Toren! Sechs neue Legionen wurden aufgegriffen und marschbereit gemacht, und ein General von Ruf, Lucius Crassus, ward an die Spitze der insgesamt acht großen Truppverbände gestellt, um der Meuterer Herr zu werden.

In Vorhutgefechten flohen auch die neuen Truppen Roms zurück. Da ließ Lucius Crassus von allen Geflohenen immer den zehnten Mann hinhängen und trieb die andern mit rücksichtsloser Strenge hinter dem Haufen der Empörer drein. Spartakus zog nach Süden, zur Halbinsel Bruttium hin; sein Plan war jetzt, mit seiner Schar hinüberzusetzen nach Sizilien, dort die Massen der Sklaven, die in dieser „Kornkammer“ der alten Welt frondeten, sehnstüchtig eines Befreiers harrend, gleichfalls aufzurufen und, durch sie verstärkt, seine Macht unüberwindbar zu machen. Aber der Flibustierherrscher, dessen Flotte er gemietet hatte, ließ ihn im Stich. Da stand er nun mit seinen Tausenden, im Rücken das Meer, vor sich eine überlegene Truppenmacht, die über die ganze Halbinsel hin Wall und Graben gezogen hatte, um ihn, eingeschlossen, auszuhungern.

Noch wiederum glückte es ihm, durchzubrechen. In dunkler Winternacht fürmte er die feindlichen Verschanzungen und bahnte sich einen Weg aus der Falle. Und neuer Schrecken lagerte sich über Rom. Unbesiegbar schien dieser entlaufene Sklave mit seinem Heer verachteten Gefindels, unüberwindbar in seinem Kampf für die Freiheit.

Vielleicht wäre wirklich dieser Haufen meuternder Sklaven unbesiegbar geblieben, wäre er immer einig gewesen. Aber neuerdings splitterten sich die Gallier und Germanen von dem Gros der Griechen und Ätiaten ab. Es gelang Lucius Crassus zunächst, diese Abgesplitterten zu stellen. Ein blutiger Kampf entbrannte. Zwölftausend der Empörer deckten den Boden. Alle ihre Wunden in der Brust. Die Körper der Gefangenen wurden gemartert, zerstückelt. Die Rache der Sieger kannte kein Erbarmen.

Noch blieben Spartakus und seine Schar. Ermutigt wagten sich die Legionen nun auch wieder an sie. Spartakus wich abermals zum Meere. Vor ihm richtete der Feind ein besetztes Lager auf. Wieder wurde ein Durchbruch nötig. Sie wußten's alle: die Entscheidungsschlacht! Spartakus stieg vom Pferde, als er das Kommando zum Sturm gegeben hatte. Er wollte den Seinen zeigen, daß er bereit sei, mit ihnen und gleich ihnen alles zu wagen. . . . Mit ungeheurer Wucht warf sich die zusammengeschmolzene, schlecht bewaffnete Schar auf die Uebermacht. Allen voran schoß Spartakus. Weit hinein drang er mit seinen Getreuesten in die Reihen des Feindes. Aber der Gegner waren zu viele. Spartakus

sank. Anien kämpfte er weiter. Dann traf ihn der Todesstreich. Mit ihm, gleich ihm fielen Hunderte, Tausende.

Ein kleiner Teil nur schlug sich durch und zog gen Norden. Von Spanien nach siegreichem Feldzug heimkehrend, stießen auf ihn die Legionen, die der junge Pompejus führte. Es gelang ihnen, die geschwächten Haufen zu zerstreuen. Und nun begann eine Menschenjagd hinter den Entkommenen, wie sie die Geschichte kaum wieder gesehen hat. An der Straße von Rom nach Capua ragten sechstausend Kreuze gen Himmel, an die man die Empörer festgenagelt. . . .

Lucius Crassus und Pompejus aber wurden für das nächste Jahr die Konsuln der Republik.

## Spekulanten

Eine Skizze von Friedrich Hochholzer.

„Sie saßen also einander gegenüber.“  
Er, der kleine, schmale, millionenreiche Spekulant, Großgrundbesitzer und Reichsratsabgeordneter, der andere ein riesig gewachsener Mensch mit brutalem Gesicht, das nur durch die hohe Stirn etwas verschönt wurde — der alte populäre Bauernführer.

Ihre Blicke suchten und kreuzten sich sekundenlang wie zwei mordbereite Stahlklingen.  
Sie schwiegen.

Du! Du Ehrenmann, du! dachte der kleine Schmale — man sah es ihm ordentlich an, der dachte so —, dich hasse ich, du bist mein Feind. Ah! Wenn ich so könnte, wie einen häßlichen Wurm würde ich dich zerquetschen. Aber ich warte, ich lauere, ich kann noch nicht. . . . Sei aber auf der Hut, du!

Der riesige Breitgewachsene maß den Kleinen mit seinen harten, kühlen Augen; ihm saß ein verächtlicher Hohn um den glattrasierten Mund.

Er betrachtete ihn. Wenn dieser Kerl hier nicht der wäre, der er ist, und steckte also in einem ärmlichen verwehten Kleid — er gliche einem Bravo, an dem Lombroso seine helle Freude gehabt hätte.

Diese niedere Stirn, dieser schiefe Blick! Diese geradezu aufreizende, ordinäre Nase — darunter ein böser, gemeiner Mund. . . . das geborne Menschentier.

Und der breite Starke lächelte schadensfroh und sein überlegenes Schweigen saß in diesem vornehmen Salon. Saß hier wie eine hungrige Spinne, die wollüstig weiß; dort, dort hängt endlich die schmutzige Schweißfliege in deinem Nege; dort zappelt sie und du kannst sie töten! Heute, morgen, übermorgen. . . . langsam, rasch. . . . wie es dir beliebt.

„Also, was wollen Sie?“ stieß der reiche Spekulant gequält hervor.

Und der alte Bauernführer begann ruhig, mit verletzendem Hohne:

„Wissen Sie, reden wir wie kühle Geschäftsleute. Sie machen in Stahl-, Holz- und hauptsächlich in Petroleumwerten. Ich — allerdings bescheidener und, wenn sie wollen,“ — er lachte böse — „auch ehrlicher, in Frucht und Vieh.“

„Wie meinen Sie das, Stankowitsch, das mit der Ehrlichkeit?“ fuhr der Kleine giftig auf. Sein schlaues Gesicht war plötzlich farblos geworden und mit den hängenden offenen Kiefern sah er jetzt aus wie ein Wolf, der vom Hunde aus dem Lager aufgestört worden war.

„Bleiben Sie ruhig, bitte,“ sagte der andere und legte schwer die riesigen, fleischigen Quadratkäufte auf den Tisch.

„Uebrigens. . . ich hab' Sie diesmal gehört in der Schlinge und kann Sie erwürgen! Jawohl! Er—wür—gen! Die „r“ im Worte erwürgen klangen unheimlich, bedrohlich. Er hob die Hände und machte eine Bewegung, als würde er einem kleinem Vogel das Genick brechen.

„Passen Sie auf. Ich und Sie, wir sind Feinde. Sind wir das?“

Der kleine, schmale Millionär krallte die Finger in den kostbaren Tischläufer und schwieg.

„Also wir sind Feinde, Rivalen. Beide gehören wir als führende Köpfe zwei großen, mächtigen Parteien an. Ah, wir rivalisieren lange schon, lange!“

Der Riesige biß die Zähne zusammen.

„Sehen Sie, Sie müssen weg. Es wartet auf uns zwei ein Portefeuille. Ein einziges.“

Nun ist für mich wie für Sie die Aussicht, ja die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dieses ersehnte Ziel zu erreichen. Heute nicht, morgen nicht. Aber vielleicht schon übermorgen. O, ich kenne längst Ihr Gelüst nach Herrlichkeit! O, wie

Sie es verstanden haben, sich stets ins beste Licht zu setzen! Sie zogen Künstler, Gelehrte, junge Schriftsteller in Ihren alles zerlegenden korumpierenden Kreis! Ja, Sie förderten so manchen armen, hungrigen Teufel. Aber dafür mußten sich diese auch dankbar erweisen! Sie lancierten gefühlvolle Zeitungsartikel, in diesen erzählte man breit und ausführlich: wie so gemächlich das große Finanzgenie zu Hause sei — und wie gar wohlwollend er sich um das Befinden seines letzten Ochsentochtes erkundige. Die Künstler wieder malten, bildhauerten und photographierten Sie in allen möglichen Stellungen und Situationen. Bei der Arbeit mit Spaten und Schaufel im Hausgarten, zu Pferde hinter der Reute im roten Rocke, auf der Jagd mit leichterbeuteten Trophäen und was dergleichen schöne Mäzchen mehr sind. . . .

Herr, ich hasse Sie! Heute endlich bin ich durch Zufall in der glücklichen Lage, Sie, den gefährlichen Rivalen, wegzuputzen!“

Stankowitsch holte Atem, dann höhnte er:  
„Und ich — das gestehe ich — wäre ein Narr, würde ich es unterlassen.“

„Sie, Sie sind. . . ein. . . Schurke, Stankowitsch!“ schämte nun der reiche Spekulant und bearbeitete die Lederpolsterung seines Stuhles in ohnmächtiger Wut mit den Fäusten.

„Danke für das Kompliment,“ warf der ruhig hin und entzündete recht umständlich seine schwere Zigarre.

„Hören Sie: Erinnern Sie sich des Großbauern Stankowitsch? Nicht? Na, ich sage, Sie werden sich gleich erinnern. Dieser Stankowitsch, der mein Bruder war, hatte das Glück, vielmehr das Pech, ein wunderschönes, schuldenfreies Gehöft zu besitzen, das Gner Gnaden schon lange ein Dorn im Auge war. Es lag aber auch gar zu schön in der Mitte Ihres Besitzes. Aber dieser Bauer war eine Canaille, die unglücklich zäh auf ihrer Scholle saß. Und er hatte nicht die mindeste Lust, das Anwesen zu veräußern.“

„Sie aber — der riesige Mensch rieb sich die Hände, als er sah, daß sich der Feind zäh verführte —, „Sie aber umkreisten ihn wie ein Tiger das Opfer im Dschungel. Entschuldigen Sie mir den Vergleich, doch es war so. Erst klopfen Sie ein paar mal höflich an. Sie wurden immer abgewiesen. Da begannen Sie, mit allen möglichen Schikanen das Opfer müde zu machen; ich will nur einige Beispiele nennen. Sie entzogen ihm das Weibservitut, erdrückten seine Wildschadenersatzansprüche, man verbot seinem Fuhrwerk die Benützung Ihrer Geldwege. Kurz, man ließ den armen Teufel Ihre ganze großgrundherrliche Ungnade fühlen.“

Und das Glück war endlich — wie schon so oft — Ihnen wohlgestimmt. Die Klauenseuche, der Schweinerotlauf, zwei Jahre Mißernte brachten langsam den Mann in Wucherhände. Als zum Ueberfluß das große Gehöft niederbrannte, drückten Sie, mein lieber Kollege, dem Bedauernswerten den Besitz um ein Butterbrot ab. Sie sind ein Tiger. Das Feuer jedoch war gelegt worden. Der Brandstifter war ein verstoffener Pächter gewesen, der dann das Weite suchte und auch fand; denn Sie halfen dem Kerl über den großen Teich. Sie hatten ihn gedungen! Vorher aber steckte er noch die Delfelder bei — na, wie war der Name? Na, ist Nebensache — in Brand. Der eigentliche Verbrecher waren wieder Sie! Ja, Sie hatten als gewissenloser Spekulant ein Börsengeschäftchen ausgeheckt und hatten damals Grund gehabt, ein kleines Feuerlein zu arrangieren.“

Jetzt lag ein kleiner, schmaler Mensch im Beinstuhl und sah mit zitternden Augen den Riesen an. In seinem erdfahlen Gesicht waren plötzlich alle Runzeln deutlich, erschreckend deutlich sichtbar geworden.

„Die Beweise, wo haben Sie denn die Beweise? Sie Satan! Sie, Sie verfluchter Schuft. . . .“

„Beweise? Hier,“ Stankowitsch zerrte ein Schriftstück aus seiner verwehten Briestafche.

„Der arme Schächer drüben in Amerika hat in Todesangst und Reue sein Geständnis abgelegt. Das Dokument ist zweifellos echt; der Sheriff und der Pfarrer des betreffenden Wildwestdörflens stehen hier als Zeugen gezeichnet. Begreifen Sie also, daß Sie mir auf Gnad' und Ungnad' ausgeliefert sind?“

Stankowitsch hob die fleischigen Quadratkäufte und machte wieder vor einem entsetzten, verkrüppelten Gesicht eine Bewegung, als ob er einem kleinen Vogel das Genick brechen wollte.

Der andere aber saß und stierte auf die Abschrift des Dokuments. Ja, jetzt war die politische Karriere vorbei. Alles aus! Ganz aus! Entlarvt — was sollte er jetzt nur tun?

Und während sich sein Gehirn rasend bemühte, einen Gedanken zum anderen zu bringen, saß dieser Hund, diese graufame Canaille dort. . . überlegen. . . und spielte wie die Kage mit einer halbzweihundertjährigen Maus.

Und nun bereitete der schon den letzten Schachzug vor.

„Hören Sie mich an; ich will ein Ehrenmann sein und schweigen. Ja, schweigen, unter folgenden Bedingungen: Sie legen das Mandat nieder, ziehen sich völlig aus dem politischen Leben zurück. Sie werden sich ferner hüten müssen, meine Pläne zu durchkreuzen. Außerdem werden Sie mir so halb als möglich zweihunderttausend auszahlen. . . . Ein Pappenstiel ist das für Sie in diesem Falle.“

Er schwieg und lauerte.

„Und wenn Sie dann trotzdem gehen und reden?“ stöhnte der Mann im Sessel und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Aber, Freund, was denken Sie? Ich nehme doch eine Schweigepflicht; und — weiß Gott — wer möchte in dieser lieben Welt nicht gern als Ehrenmann gelten? Also. . .“

Und mit einem Siegeslächeln stand Stankowitsch auf und hob den Fassungslösen wie eine Puppe aus dem Stuhl.

„Na, na, so erholen Sie sich doch nur,“ knurrte er und reichte ihm, wie einem Kinde, das sich verschluckt hatte, ein auf dem Tische stehendes Glas Wasser.

## kleines Feuilleton

### Die Nationalität der Bewohner der östlichen Adriaküste

Einer der Hauptgründe, die Italien veranlaßt haben seinem Verbündeten Oesterreich den Krieg zu erklären, ist der Wunsch, die Ostküste des Adriatischen Meeres, d. h. Istrien und Dalmatien zu besitzen, um die Alleinherrschaft über die Adria, das „mare nostrum“, zu gewinnen. Mit der Einverleibung dieser Striche würde Italien eine ausgezeichnete, havenreiche Küste gewinnen, die für die Ausbreitung von Handel und Verkehr sich viel mehr eignet als die italienische Ostküste, die von der Adria bespült wird. Die Italiener, schlau genug, ihre wirtschaftlichen Anmaßungen in einen Mantel ethischer und historischer Behauptungen zu hüllen, stellen die These auf, daß die Ostadriaküste ihnen als den Nachfolgern der Römer zukäme. Außerdem seien die Küstländer von einer lateinisch-italienischen Rasse bewohnt. Diese Frage der Latinität der adriatischen Küste Oesterreich-Ungarns unterwirft nun Prof. Georg Lukas-Graz in Petermanns Mitteilungen einer eingehenden kritischen Beleuchtung. Er kommt zu dem Schlusse, daß die römische Kultur nur an der Oberfläche gehaftet hat und sich auf ein paar Küstenorte beschränkte, während im gebirgigen Innern von Istrien und Dalmatien niemals von einem tiefgehenden kolonisierenden Einfluß Roms gesprochen werden konnte. Ebenso unrichtig sind die Ansprüche, die auf Grund einer angeblich außerordentlich starken Befiedelung des Landes durch Italien erhoben werden. Von den 51,4 Millionen Einwohnern der Donau-Monarchie waren nach einer Zählung im Jahre 1910 nur 743 000 Italiener. Fast die Hälfte davon, 392 000, lebten in Tirol und Vorarlberg. An der östlichen Adriaküste wohnen daher nur 400 000 Weltsche, die sich ihrerseits im Norden zusammendrängen; in Görz-Gradiska 90 000, in Triest 119 000, Istrien 147 000; in Dalmatien aber leben nur 17 000, in Ungarn, Bosnien und Kroatien im ganzen nur 35 000 Seelen, welche letztere in der Hauptmasse die Hälfte von Fiume ausmachen. Dazu kommen allerdings noch ausgewanderte Reichsitaliener. Im Küstenland leben 60 000 Reichsitaliener, zum größten Teil arme Leute, deren Zahl durch die österreichische Duldsamkeit einerseits und die Begünstigung der Auswanderung durch die italienische Regierung andererseits sich jährlich vermehrt hat. In Triest gab es zu Beginn des Krieges 50- bis 60 000 Reichsitaliener. Dies ist einer der wenigen Orte, wo die Italiener mit 62,3 Prozent in der Mehrheit sind. In Dalmatien beschränkt sich das Italienerium fast ganz auf die Hauptstadt Zara. Die Dalmatiner haben mit der italienischen Rasse gar nichts zu tun, sie traten zwar eine Zeitlang als Italiener auf, aber nun gelten sie als das, was sie sind, nämlich als Serbokroaten.

### Der Gulden

Für den Großverkehr, der im 13. Jahrhundert zunahm, goß man zuerst — namentlich in den größeren norddeutschen Handelsstädten — Silberbarren, die man mit Stempelzeichen